

Entwerfen im Kontext



Planen am Denkmal in der Lehre

Das Entwerfen im Kontext der Denkmalpflege kann sich trotz der jeweils bestehenden Bindungen und trotz allgemein fachlich anerkannter Richtlinien¹ in ganz unterschiedlicher Weise entwickeln und lässt einen großen Spielraum für mitunter gegensätzliche Gestaltkonzeptionen. Jedes diesbezügliche Semesterprojekt hier an der Professur Denkmalpflege und Baugeschichte, Bauhaus-Universität Weimar, überrascht uns immer wieder aufs Neue im Hinblick auf die Vielfalt der entstandenen Arbeiten. Diese folgen zwar in der Herangehensweise – im Aufbau einer Analyse einschließlich Bewertung und Konzeptableitung – einem wiederkehrenden Prinzip; die individuelle Entwurfsgestaltung entwickelt sich aber aus der jeweils spezifischen Argumentation heraus. Dieses kontextuelle Entwerfen wird an ganz unterschiedlichen Objekten geübt: am großräumigen Stadtbereich wie am kleinen Einfamilienhaus, am besonders hochrangigen Denkmal wie am unscheinbaren Gebäude, das gegebenenfalls (noch) keinen Schutzstatus genießt.

Im Laufe der letzten Jahre scheint das Entwerfen im Kontext der Denkmalpflege für Studierende attraktiver geworden zu sein. Die Gründe dafür sind nicht allein pragmatischer Natur, im Sinne einer besseren Vorbereitung auf den Berufsalltag; eine mindestens ebenso wichtige Rolle spielt die intellektuell-künstlerische Herausforderung. Das studentische Interesse gilt nicht mehr allein dem genialen Neubau-Entwurf; der Fokus hat sich verschoben zugunsten eines kreativen, zugleich sorgsam Arbeitens mit dem Bestand. Die damit zweifellos verbundene Einschränkung entwerferischer Spielräume wird nicht mehr als freudlose Einnengung gesehen, die nur der weniger Begabte hinzunehmen bereit ist. Positiv gedeutet, bieten die Eigenheiten eines Bestandes einerseits eine Form der entwerferischen Orientierung in einer unter dem Slogan „Alles ist machbar“ veränderlichen Welt, andererseits werden sie als eine künstlerische Herausforderung, als Impuls und Anregung wahrgenommen. Der Bestand bringt zudem nicht nur Zwänge mit sich, sondern kann auch eine Befreiung von denselben

bedeuten – durchaus auch im baurechtlichen und im ökonomischen Sinne (Bestandsschutz, Denkmalschutz). In Abhängigkeit von der jeweils spezifischen Konstellation führt der Dialog mit dem Bestand in der Regel zu Entwürfen, die anderweitig nicht entstanden wären.

ANEIGNUNG. DENKMALE UND NICHT-DENKMALE

Studierende schlagen, unabhängig von der unsererseits jeweils angebotenen Aufgabe, immer wieder auch Themen vor, die in einer eigenen Initiative, einem familiären Hintergrund oder einer externen Planungsanfrage begründet sind. Diese als „freie Projekte“ bezeichneten Arbeiten haben einen großen Stellenwert an der Professur. Nicht immer handelt es sich dabei um denkmalgeschützte Objekte; gleichwohl sind auch bei diesen Arbeiten die Prinzipien der Planung am Denkmal – mit ihren Methoden der Analyse und der Darstellung einer daraus resultierenden Entwurfskonzeption – einzuhalten. Von den Studierenden wird dies auch ausdrücklich gewünscht; sie erwarten, dass ein auf das jeweilige Objekt abgestimmter Analyseteil einen Zugang zu einem Entwurfsmodus ermöglicht, der das bestehende Gebäude als Ausgangspunkt gestaltender Maßnahmen ernst nimmt. Die Analyse ist hier kein „Selbstzweck“ einer expliziten Bauforschung, die von einem vordergründig wissenschaftlichen Interesse geleitet wird, sondern sie ist Grundlage für den Entwurf.

Die Aneignung eines Objekts, inklusive seines Umfeldes und Kontextes, geschieht über die Schritte Beschreiben, Erkunden (mit baugeschichtlichem Fokus) und Bewerten, hier hinsichtlich der erhaltens- und unter Umständen denkmalwerten Bestandteile eines Objekts. Die stufenweise fortschreitende Auseinandersetzung mit dem Gebäude erweist sich in vielen Fällen als eine große Hilfe für den Entwurfsprozess, weil jeder Schritt im Verlauf der Arbeit durch eine nachvollziehbare Argumentation begründet werden kann. Das erfordert auch eine fachspezifische Sprachkompetenz – die nicht zuletzt dazu befähigt, die eigenen Überlegungen anderen Akteuren (in der Praxis u. a. den amtlichen Denkmalpflegern) vermitteln zu können bzw. in einen gemeinsamen Austausch zu treten. Das hier kurz skizzierte Vorgehen ist sicherlich noch nicht der Schlüssel zu einer

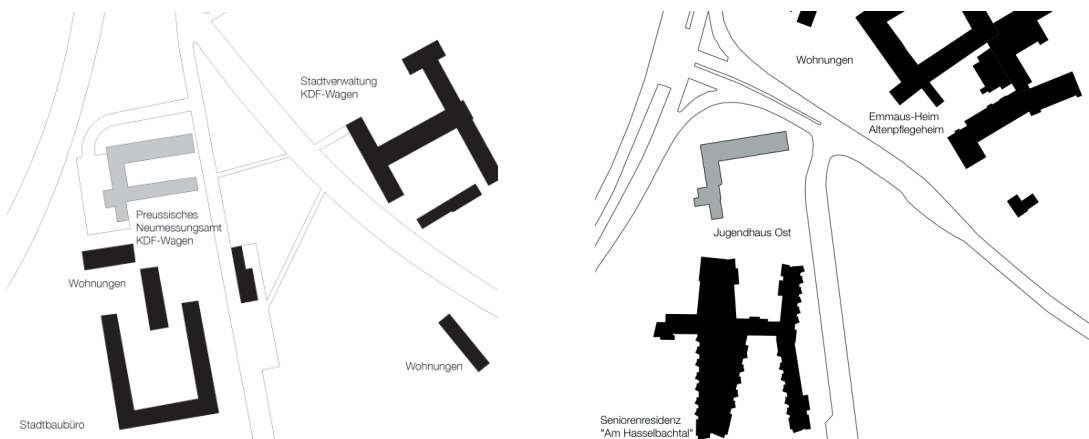
hervorragenden Entwurfsgestaltung; es ist aber zumindest der Ansatz für eine nachvollziehbare Planung am Denkmal. Beim Arbeiten im Bestand kann sich eine entwerferische Haltung jedoch auch auf intuitive Weise und ggf. sehr früh einstellen (die im Aneignungsprozess dann entweder bestätigt oder hinterfragt wird); ebenso kann der Betrachtungsmaßstab – in der Regel vom Großen zum Kleinen führend – rasch zum Detail springen, denn u. U. ist es ein Material, eine Konstruktion, ein gestalterisches Detail, das zum Ausgangspunkt eines Konzeptes wird. Für eine derartige Annäherung, noch „unbelastet“ von den Erkenntnissen aus der Analyse und ergänzend zu dieser, eignen sich Darstellungen mittels Fotografien, Collagen, erster Skizzen, Begriffsfindungen. Im Folgenden soll jedoch nicht der in der Lehre übliche Ablauf einer Analyse thematisiert werden, sondern der Fokus liegt auf Haltungen, wie sie uns in Diskussionen und studentischen Entwürfen zu verschiedenen Objekten entgegentreten.

Bei den Bauten, die bei freien Projekten zur Bearbeitung vorgeschlagen werden, handelt es sich in der Regel nicht um denkmalgeschützte Glanzstücke, sondern eher um Fundstücke, denen die Studierenden in ihrer eigenen Biografie, auf Reisen, oft aber auch auf Naherkundungen ihres (heimatlichen) Umfeldes begegnet sind. Die unerschöpfliche Vielfalt des Bestandes, somit auch das scheinbar Unattraktive, ist in das Blickfeld gerückt; man muss offenbar nur richtig hinschauen, um lohnende Objekte zu finden. Ein besonderes Interesse gilt hier einerseits dem mit persönlichen Erinnerungen verknüpf-

ten Gebäude (dem Ferienhaus der Kindheit z. B.), andererseits den übersehenen, vergessenen oder gefährdeten Bauten. Dazu gehören auch aktuelle Projekte (oft der Heimatstadt), bei denen Studierende den Umgang mit dem Bestand kritisch beurteilen und sich somit zu einer Alternativplanung herausgefordert sehen. Nicht-Denkmale werden dabei mit der prinzipiell gleichen analytischen Akribie untersucht, wie man sie auch hochrangigen Denkmalen widmen würde. Mit dieser intensiven Form der Aneignung zeigen auch unscheinbare Bestandsobjekte bisweilen Bedeutungsebenen, die zuvor nicht ersichtlich waren. So erweist sich das „Haus der Tante“ als wichtiger Bestandteil eines historischen Ortsteils, oder die gründliche Analyse des vertrauten Ferienhauses an der Atlantikküste führt zu einer entwurflichen Alternative, die die Planung des mit dem Umbauvorhaben beauftragten Architekten in den Schatten stellt.

Auch wenn von Architekten hin und wieder betont wird, dass zu viel Analysieren zu nichts führe und dem Entwurf abträglich sei (wie dies z. B. Luigi Snozzi in einem Vortrag in der Reihe „Horizonte“ am 26.5.2015 an der Bauhaus-Universität behauptete), können wir aus Sicht unserer Arbeit das Gegenteil bestätigen. Eine intensive Recherche kann, wie das folgende Beispiel illustriert, sogar dazu führen, dass sich mit dem Aufspüren denkmalwerter Eigenschaften dort, wo man sie bisher nicht vermutet hat, eine Entwurfsaufgabe ganz neu stellt. So erhielt das Umbauprojekt für den in unscheinbaren Baracken untergebrachten Club des „Jugendhauses Ost“ in Wolfsburg eine andere Richtung, als

18



↑ 2: Wolfsburg, Projekt „Jugendhaus Ost“: Lagepläne 1942 und 1996 (Zeichnungen: Christoph Hayn)



↑ 3: Wolfsburg, Projekt „Jugendhaus Ost“: Zustand 2015, Vorschlag zur Neugestaltung (Entwurf: Christoph Hayn)

der studentische Entwurfsverfasser Christoph Hayn bei Archivrecherchen entdeckte, dass es sich hier um die ehemalige Unterkunft des Planungsstabs für die „Stadt des KdF-Wagens“ aus den 1930er Jahren handelte (Abb. 2,3).² Damit können diese Baracken auch als eines der ältesten Gebäude der Stadt gelten. Die Kenntnis dieser entscheidenden Aspekte führte dazu, dass das Votum des Studierenden für einen bestandsschonenden Umbau nicht nur bei dem selbstverwalteten Club auf offene Ohren traf, sondern der Entwurf vor Gremien der Stadt präsentiert wurde. Dort war man, nach Aussage von Christoph Hayn, „positiv überrascht, dass ich nur wenige kleine Eingriffe geplant habe.“³ Die Minimierung der Mittel war hier Entwurfsziel geworden (dabei erreichte Qualitäten lassen sich, wie dies auch andere Beispiele zeigen, in Plandarstellungen jedoch oft nur schwer vermitteln).

Die Aneignung dieser besonderen Geschichte hat in diesem Fall wesentlich dazu beigetragen, dass das Umbauprojekt seitens der Stadt ernst genommen und schließlich auch gefördert worden ist und somit realisiert werden konnte. Vom Betreiber wurde es nicht nur als eine willkommene Bestätigung seiner Arbeit verstanden, sondern auch als eine Verpflichtung, diese Nutzung an eben diesem Ort fortzuführen. Die kleine Erfolgsgeschichte mag auf den ersten Blick wenig bedeutend erscheinen. Nicht selten liegt aber auch im scheinbar Nutzlosen eine Relevanz, die es zu vermitteln gilt, und insofern ist es nicht vermessen, den Wert einer Bestandsanalyse für das Planen im Kontext auch ganz „kleiner“ Architekturen in einem Zitat David Chipperfields zur Sanierung des „großen“ Hau-

ses der Kunst in München bestätigt zu wissen, wonach es „unsere Haltung ist, einem Gebäude weder ignorant noch uninformatiert, ohne eine klare Erzählung oder ohne ein klares Konzept zu begegnen – sowohl hinsichtlich des gebauten Raumes als auch der Geschichte eines Baus.“⁴

LOKALKOLORIT

Die sorgsame Auseinandersetzung mit einem baulichen Bestand erfordert Tuchfühlung, also eine Nähe, die wiederholte Kontakte und somit mehr als eine zu Semesterbeginn stattfindende Ortsbegehung ermöglicht. Daher befinden sich viele der am Lehrstuhl bearbeiteten Objekte in Thüringen, auch in Sachsen-Anhalt, Sachsen, Hessen, Franken – wobei ein „provinzieller“ Touch das studentische Interesse nicht zu schmälern scheint (Entwürfe in Kopenhagen, Paris, Barcelona usw. werden von anderen Lehrstühlen bereits reichlich angeboten). Oft sind es mittlere und kleine Gemeinden, Kirchen oder Vereine, die – finanziell meist knapp ausgestattet – mit der Bitte an uns herantreten, eine (Umbau-)Studie für „Problemobjekte“ zu erstellen. Derartige Praxispartner empfinden den mit einem studentischen Projekt verbundenen Aufwand – Bereitstellung von Unterlagen, Zugänglichkeit des Objekts, Gesprächstermine, Rückfragen – dann auch nicht als Zumutung. Studierende wiederum sind nicht nur an der engeren Baugeschichte interessiert, sondern auch an den Geschichten des Ortes und der zugehörigen Akteure. Zudem sind sie mit erstaunlichen sozialen Kompetenzen begabt, die mitunter dazu beigetragen haben, kommunalpolitisch verfestigte Fronten aufzulockern. Aus unserer Sicht ist die unaufwendige Erreich-

barkeit eminent wichtig, weil erst ein wiederholt aufgesuchter Bestand zum Dialogpartner wird, der sich dann auch bei der Entwurfsbearbeitung am Laptop nicht als beliebig und gefügig, sondern durchaus als widerständig erweist. Immerhin hat die vorhandene Bausubstanz ja von vornherein das Argument auf ihrer Seite, ein bis jetzt durch die Fährnisse der Zeiten gekommener Tatbestand zu sein. Ein Weiterbauen an Objekten, die dies in ihrem Erscheinungsbild auch deutlich widerspiegeln, gehört zu den von Studierenden bevorzugten Themen. Hier fasziniert zunächst die Anschaulichkeit zeitlicher Dimension, die sich den Bauten in Zeitschichten eingeschrieben hat. Respekt vor dem Historischen verknüpft sich mit dem ästhetischen Reiz des Vielschichtigen, Mehrdeutigen oder auch Fragmentarischen. Das „Zeigen von Wunden“ wird nicht mehr als Stigmatisierung empfunden; Harmonisierung im Sinne einer keine Fragen mehr aufwerfenden Glättung wird meist gar nicht erst für erstrebenswert gehalten. Dementsprechend werden Brüche und Beschädigungen oft nicht als Mangel, sondern entweder als zu erhaltende Qualität interpretiert oder als Quelle der Inspiration geschätzt, als Schnittpunkt und Ansatz zum Weiterbauen. Denn das Modell der Zeitschichten erlaubt ein prinzipiell selbstverständliches Anknüpfen: Man fügt eine weitere, sich mehr oder weniger vom Bestand unterscheidende Zeitschicht hinzu (idealerweise so, dass man deren eventuelles künftiges Verschwinden gleich mit bedenkt). Das Aufspüren von klugen Möglichkeiten, am historischen Geflecht weiter zu arbeiten, hat die Faszination der großen Geste und des überdeutlichen Kontrastes weitgehend ersetzt, schließt sie aber auch nicht gänzlich aus.

80

Selten hat ein im Rahmen einer Exkursion beabsichtigtes Objekt einen so nachhaltigen Eindruck bei den Studierenden hinterlassen wie das von Peter Haimerl 2008 umgebaute Bauernhaus „Birg mich Cilli“ in Viechtach.⁵ Haimerl beschrieb den Charakter des Hauses, indem er die von der letzten Bäuerin getragene Schürze herzeigte: Der abgenutzte Leinenstoff war über und über mit Flickern besetzt. Das sparsame Weiterbenutzen, das Flickern als bescheidene Reparatur, die Akzeptanz des Gewordenseins mit allen Spuren hat sich an diesem Haus zur individuellen Gebäudebiografie verdichtet, die erhalten bleiben sollte. Haimerl hat eine neue Schicht hinzugefügt, indem in einigen Räu-

men Dämmbeton-Kuben eingebracht wurden; andere Räume blieben weitgehend unberührt. Man kann einwenden, der Aufwand sei trotzdem erheblich gewesen und die Eingriffe keineswegs nur minimal und schon gar nicht reversibel – das Konzept hinterfragt jedoch konsequent übliche Instandsetzungsstandards und Nutzungsansprüche (und in diesem Sinne kann es Ausstrahlung über die individuelle Entwurfslösung hinaus beanspruchen). Trotz allem ist es in erster Linie nicht ein ökologisches oder ein denkmalpflegerisches, sondern ein architektonisch-ästhetisches Konzept, das auf dem erzählerischen, zeitlich entrückt wirkenden Potential des Bestandes beruht und diesen mit einer neuen, kontrastierenden Schicht verknüpft. Im Unterschied zum jahrzehntelang gültigen Prinzip der Fuge findet hier kein distanziertes Abrücken statt, sondern ein Verzahnen und Verschränken. Selbstverständlich hätte es für dieses Bauernhaus auch andere, möglicherweise naheliegendere Konzepte gegeben. Die Suche nach der jeweils ganz individuellen, im Dialog mit dem konkreten Bestand entwickelten Lösung lässt sich jedoch auch bei Studierenden beobachten (wobei der Einfluss der im Hintergrund wirkenden Referenzen nicht zu unterschätzen ist); hingegen wird eher selten mit verallgemeinernden Aspekten, z. B. mit einer regionaltypischen Bauweise, argumentiert.

Das Konzept des Viechtacher Bauernhauses fand sich dann umgehend auch in studentischen Entwürfen wieder, so für das sogenannte stille, weil ungenutzte Haus in einem Gehöft bei Weimar.⁶ Die Verfasserin Christina Much änderte am äußeren Erscheinungsbild fast nichts; innen teilte sie das Haus konsequent in zwei Bereiche: mit einem drastischen Eingriff in den am meisten geschädigten (kleineren) Teil, mit minimalen Interventionen bei den verbleibenden Räumlichkeiten. Der Vorschlag verband sich auch hier mit Überlegungen sowohl zur Konsequenz von Erhaltungsbemühungen als auch zur Modifizierung von Nutzungsansprüchen.

Nutzungsfragen spielen beim Entwerfen im Kontext der Denkmalpflege eine große Rolle – allein schon deshalb, weil der Bestand in der Regel nicht für die beabsichtigte (oder noch zu suchende) Nutzung gemacht ist: Raumprogramme, Kennziffern und moderne Ansprüche passen nicht bzw. nur eingeschränkt. So bieten historische Bauten, je nachdem, mal Raum in

verschwenderischer Fülle, mal in ungewohnter Begrenztheit; sie entziehen sich in der Regel moderner Optimierung. Hier setzen die Bindungen und Potentiale des Bestandes den Rahmen, in dem sich eine Nutzung entfalten lässt. Vor allem bei den oben angesprochenen „Problemobjekten“ gibt es aber häufig noch gar keine Nutzungsvorstellungen; die Bauten liegen brach. In diesen Fällen ist die Suche nach sinnvollen Nutzungen Teil des Projekts (was innerhalb der knappen Semesterwochen allerdings die für den Entwurf verbleibende Zeit reduziert). Studierende widmen sich dieser durchaus kreativen Aufgabe oft mit Geschick und erstaunlicher Unverdrossen-

heit, spüren Anknüpfungspunkte in der Region auf, recherchieren Referenzfälle und prüfen sich entwickelnde Nutzungsideen wieder am Bestand. In einigen Fällen haben diese Bemühungen tatsächlich Prozesse vor Ort angestoßen, die für brachliegende Bauten zum Wendepunkt wurden. Mit dem Motto „DenkMal Nutzung!“ setzte auch der studentische Architekturwettbewerb der Messeakademie Leipzig 2016 einen entsprechenden Schwerpunkt; in diesem Rahmen wurden u. a. diverse Nutzungsvorschläge für die Alte Baumwollspinnerei in Flöha entwickelt und im Entwurf getestet (Abb 4, 5).



↑ 4-5: Flöha, Projekt zur Umnutzung der ehemaligen Baumwollfabrik. Oben: Umnutzung zum Kletter- und Freizeitzentrum (Entwurf: Maria Nüßler), unten: Umnutzung zum Tagungshotel (Entwurf: Lisa-Marie Huber, Ina Klein)

SCHWIERIGE DENKMALE?

Der in jüngerer Zeit zuweilen überstrapazierte Begriff der „schwierigen“ oder auch „unbequemten“ Denkmale kann sich auf höchst unterschiedliche Denkmalgruppen beziehen: auf Bauten der Nachkriegsmoderne, speziell der sogenannten Ostmoderne, auf Zeugnisse des Kalten Krieges und der deutschen Teilung, auf aus der Nutzung gefallene Bautypologien, auf Denkmale in schrumpfenden bzw. abgelegenen Regionen. Gerade diese Denkmalgruppen können aber auch ein besonderes Forschungsinteresse generieren (exemplarisch hierfür: Bauten der Ostmoderne); und in diesem Sinne nähern sich Studierende diesen Themen, nämlich in erster Linie mit einer unvoreingenommenen Neugier. Da zumeist auch ein auf der Hand liegender Handlungsbedarf hinzutritt, stoßen Baubestände, die gelegentlich als „schwierig“ bezeichnet werden, meist auf studentisches Interesse. Bereits die Menge des Überlieferten spricht dafür, sich damit unter den Fragestellungen zu befassen, was davon erhaltenswert sei und wie damit umzugehen wäre. Derartige Objektgruppen scheinen zudem besonders geeignet zu sein, den explizit gegenwartsbezogenen Aspekt der Denkmalpflege zu vermitteln: Der prinzipiell nie abgeschlossene Prozess des Wertens liegt hier offen zutage, die Diskussion ist gerade im Gange. Mit großem Engagement steigen Studierende in diesbezügliche Debatten ein und bringen dabei auch die Bereitschaft mit, sich ein solides Fundament zu erarbeiten. Gerade dort, wo noch vieles fehlt – Erfassungen, Bestandsdokumentationen, vergleichende Einordnungen –, ist die Lust am Erkunden besonders groß.

Dass jede Generation kulturelle Wertzuweisungen neu justiert, wurde selten so deutlich wie bei den Auseinandersetzungen zur Erhaltung der zum Campus der Bauhaus-Universität gehörenden Mensa (erbaut 1979-82). Einem u. a. von der Universitätsleitung präferierten Abriss (zugunsten der Freimachung als Standort für das Bauhaus-Museum) trat 2009 eine von Studierenden und Mitarbeitern gegründete Initiative⁷ entgegen, die eine beachtliche Resonanz fand und die fundierte Auseinandersetzung mit diesem Bauwerk vorantrieb. Die Professur Denkmalpflege und Baugeschichte beteiligte sich u. a. an einem fächerübergreifenden Seminar, das als erweiterte bauforscherische Übung

denkmalpflegerische, konstruktive und bauklimatische Aspekte untersuchte und in einer umfangreichen Dokumentation zusammenfasste.⁸ Diese sowie parallel entstandenen Forschungsarbeiten bildeten eine solide Basis für die Diskussionen über eine Unterschutzstellung, die 2011 mit der Eintragung in das Denkmalsbuch dann auch erfolgte. Ein überzeugendes Konzept für die denkmalgerechte Sanierung der Mensa legte Frauke Bimberg 2013 mit ihrer Master-Thesis vor;⁹ die Umsetzung einer derartigen Maßnahme steht allerdings bis heute aus. Bei den Diskussionen zur Mensa wurde jedoch nicht nur denkmalpflegerisch-baukulturell, sondern auch mit sozialen und ökologischen Aspekten argumentiert. Dies gilt auch für andere Projekte, doch bleibt dieser ganzheitliche Ansatz meist eher im Hintergrund; gleichwohl fließt er in die Konzeptfindungen ein. Bei den „schwierigen“ Denkmalen hingegen treten diese Themen sehr deutlich hervor. Dementsprechend wird meist bereits die Analysephase um derartige Aspekte erweitert. So wurde im Projekt „Was bleibt von Halle-Neustadt?“ die Frage nach der Erhaltungswürdigkeit nicht von vornherein allein auf die denkmalpflegerische Perspektive verengt, sondern in einer breit angelegten Diskursanalyse verankert.¹⁰ Damit gewinnen die zu entwickelnden Konzepte an argumentativer Tiefe: Soziale, ökologische und ökonomische Aspekte können das denkmalpflegerische Anliegen unterstützen.

Zu erweitern sind häufig aber auch die üblichen Methoden im Umgang mit der Denkmalsubstanz. Dies trifft auch für eher klassisch zu nennende Denkmalgruppen zu, deren Erhaltung heute in vielen Fällen schwierig geworden ist: so z. B. für Kirchen¹¹ oder Empfangsgebäude von Bahnhöfen¹² mit einer derzeit teils stark reduzierten Nutzung. Derartige Funktionsverluste betreffen flächenhaft ausgedehnte Bestände, wobei es sich unter Umständen bereits beim einzelnen Objekt um ein ausgedehntes Ensemble handeln kann. Studierende sind jedoch durchaus in der Lage, mit derartigen Problemstellungen umzugehen, weil sie die hier benötigte Haltung bereits an weniger schwierigen Objekten entwickelt haben: Brüche und Widersprüche, vorläufige und unabgeschlossene Zustände müssen nicht zu einer alle Probleme erledigenden Erneuerung (inklusive vorausgehender Abrisse) führen, sondern man kann darauf auch mit Konzepten reagieren, die auf

Sicherung, Bescheidenheit der Maßnahmen, Unterstützung von Akteuren, künstlerische Inszenierung sowie andere Vermittlungsstrategien und ähnliches mehr setzen. Eine solch kreative, zugleich entspannt-pragmatische Vorgehensweise nimmt eben auch Optionen „jenseits der Architektur“ in den Blick. Exemplarisch sei hier das Projekt für die ehemalige Grenzübergangsstelle Marienborn genannt. Für dieses, sich über eine Fläche von 35 Hektar erstreckende Ensemble entwickelte die Studentin Michaela Bottke das Konzept einer „Erinnerungslandschaft“ und schlug differenzierte Maßnahmen vor, die von der musealen Aufbereitung bis hin zum

kontrollierten Verfall reichen.¹³ Ein Wanderweg verbindet die unterschiedlichen Stationen (Transit Bahnhof, Kontroll- und Passieranlagen, Kasernen, Kolonnenwege, Schutzstreifen, Beobachtungstürme u. a.) und integriert auch die Spuren verlorener baulicher Anlagen.

Während die Aufbereitung politisch belasteter Substanz als „Erinnerungsort“ oder als „Erinnerungslandschaft“ einem schlüssigen, bereits vielfach erprobten Konzept folgt, kann in anderen Fällen eine politisch-ideologische Belastung regelrecht zu einer Blockade im Entwurfsprozess führen. Auf diese Schwierigkeiten stießen



← 6-7: Marienthal, Projekt zur baulichen Ergänzung der ehemaligen Gutsanlage. Oben: Neuer Nord- und Westflügel mit Distanz zum Bestand (Entwurf: Jae-Young Lee), unten: Ergänzung als Kontrapunkt zum Bestand (Entwurf: Lena Boxleitner)

die Studierenden beim Entwurf zur Gutsanlage Marienthal, die 1913/14 nach Plänen von Paul Schultze-Naumburg errichtet worden war.¹⁴ Das nie vollendete, später fragmentierte Herrenhaus-Ensemble wird heute vom weitgehend unverändert überlieferten, repräsentativen Südflügel bestimmt. Die historisierende, in sich geschlossene Schönheit dieser Architektur, der aristokratische Charakter der Anlage, die Erhabenheit des umgebenden Waldes und das Wissen um die Wirksamkeit Schultze-Naumburgs als NS-Rassenideologe bildeten eine Mixtur, die den entwerferischen Dialog zu verweigern schien. Keine der studentischen Arbeiten bezog sich widerspruchlos auf die Figur der einst geplanten Dreiflügelanlage (Abb. 6, 7).

HIGH END. WEITERBAUEN AM HOCHRANGIGEN DENKMAL

In der Regel sollte der im Bereich der Denkmalpflege planende Architekt sehr vorsichtig vorgehen: der Baubestand wird umfangreich untersucht und behutsam entwickelt. Die als besonders angemessen erachtete Form der gestalterischen Umsetzung von Bauaufgaben in der Denkmalpflege ist deshalb oft die Addition, bei der der Bestand erweitert wird, ohne im Idealfall in die Originalsubstanz einzugreifen. Die Entwicklung durch Wegnehmen eines Gebäudeteils, durch Subtraktion der Substanz, ist hingegen wesentlich einschneidender und in der Begründung schwieriger, weil hier der auf Substanzerhaltung zielende Grundsatz der Denkmalpflege berührt wird. Eines der bekanntesten, auch von Studierenden zitierten Beispiele ist die Intervention Carlo Scarpas am Castelvecchio in Verona, die aus denkmalpflegerischer Sicht heute wohl kaum genehmigungsfähig wäre. Trotz Teilzerstörung und der in Kauf genommenen Verluste gelingt es Scarpa, durch Zerlegung und schichtenweise Inszenierung der Substanz die komplexe Baugeschichte gestalterisch sowie didaktisch in durchaus faszinierender Weise aufzubereiten; die Bauphasen werden den Museumsbesuchern gleichsam wie in einem offenen Buch präsentiert. Erst die Abrisse ermöglichten diesen visuellen (und teilweise plakativen) Zugang zur im Wortsinn vielschichtigen Baugeschichte des Castelvecchio, das dabei in Teilen dekonstruiert und zugleich erweitert wurde, wobei sich die Nahtstellen mittels Fugen als Teil der Inszenierung darstellen.

Eine sehr komplexe Baugeschichte weist auch das Weimarer Residenzschloss auf. Als Produkt vielfacher Aus- und Umbauten, Hinzufügungen und Zerstörungen zeugt es auch vom Bemühen der verschiedenen, hier beteiligt gewesenen Architekten, Bauteile aus unterschiedlichen Zeiten zu einer überzeugenden Gesamtgestalt zu vereinen. Damit ist das Weimarer Schloss ein vorzügliches Studienobjekt und exemplarisch geeignet, Bauphasen zu erfassen und zugleich Umbauprinzipien jenseits des Zeitschichten-Modells aufzuzeigen. Hier stellte sich im Sommersemester 2015 die Aufgabe, in einer Art Versuchsanordnung mit Studierenden zu testen, inwieweit in diese hochrangige Bausubstanz das moderne Funktions- und Gestaltprogramm eines Besucherzentrums integriert werden kann.¹⁵ Erwartungsgemäß bestanden von Seiten der Studierenden zunächst größte Berührungängste, sich an ein derart bedeutendes Denkmal heranzuwagen und sich darauf – als Gegenstand von Umbaustudien – einzulassen. Erst nach einer umfänglichen Analysephase, die nicht nur die historischen, sondern insbesondere auch die künstlerischen Qualitäten und „Muster“ des Bestandes ernst nahm, wurden Entwurfskonzeptionen abgeleitet. Sie zeigten vor allem zwei unterschiedliche, ja geradezu gegensätzliche Gestaltungstendenzen: Während die Mehrzahl der Studierenden eher das Mittel der Hinzufügung wählten, etablierte sich auch ein begründeter Ansatz, das Planungsziel durch eine Reduktion der Bausubstanz, hier durch eine Auflösung des Sockelgeschosses des Südflügels, zu erreichen.

In der Gruppe der Hinzufügungen fanden sich ganz unterschiedliche gestalterische Interventionen, die an verschiedenen Bauteilen bzw. Gebäudeflügeln ansetzten oder sich separat positionierten. In einem sehr gelungenen Beispiel bestand die Hinzufügung lediglich aus zwei symmetrisch zum jetzigen Museumseingang angeordneten Pavillons im Schlosshof, wodurch die bestehende Hauptachse markiert bzw. verstärkt wurde und der Hof eine funktionale Aufwertung erfuhr. Die direkt an die Schlossflügel angefügten Erweiterungsbauten hingegen wurden als sinnvolle funktionale Ergänzung des inneren Raumprogramms entwickelt, so beispielsweise durch eine eingeschossige Anlage am Südflügel (Abb. 8). Der in einer Arbeit vorgeschlagene, turmartige Anbau am Nordflügel ist vor allem ein historisches Zitat, wobei



↑ 8-9: Weimar, Projekt zu einem Entree für das Residenzschloss. Oben: Hinzufügung als räumliche Ergänzung des Entreebereichs (Entwurf: Carla Frieling), unten: Hinzufügung als Risalit zur Markierung des Haupteingangs, zugleich Aussichtsterrasse (Entwurf: Julia Vetter, Christian Lorenz)



86 hier die Markierung des Eingangs mit einer weiteren Funktion, derjenigen eines Aussichtsturms, verbunden wurde (Abb. 9). In allen Fällen einer baulichen Ergänzung bemühten sich die Studierenden, die neuen Bauteile durch die Aufnahme von Proportionen und Gliederungselementen sowie durch die Adaption von Baumaterialien in den Bestand einzufügen. Historisierende Formen, wie z. B. Rundbögen, sind dabei kein Tabu mehr. Einzelne Interventionen passten sich so gut an, dass sie auf den ersten Blick fast „unsichtbar“ mit dem Bestand verschmolzen: Die Studierenden haben sich vom jahrzehntelangen Diktat der Kontrastarchitektur gelöst.

Der vorgeschlagene Rückbau der erdgeschossigen Massivstruktur des Südflügels hingegen ist ein drastischer Eingriff (Abb. 10), den die Verfasserinnen Lisa-Marie Hottenrott und Evelyn Osvath in ihrer Entwurfsableitung allerdings klug begründeten: Die Maßnahme interpretiere die Baugeschichte des Schlosses – darauf bezogen, dass der 1912-14 errichtete Südflügel

die bis dahin charakteristische Öffnung des Schlosses zum Park an der Ilm hin gekappt und den Schlosshof verriegelt hatte. Mit der neuen Durchlässigkeit des Sockelgeschosses als offene Säulenhalle sollte diese wichtige Beziehung zum Park wieder hergestellt werden, was sich zugleich positiv auf die Wahrnehmbarkeit und Beispielbarkeit des Hofes auswirken würde. An dieser Stelle und im Rahmen einer studentischen Planungsstudie war der – wenn auch schmerzhaft – Substanzverlust zu akzeptieren, da auf diese Weise eine neue (alte) Raumqualität entstanden wäre, die mit der Funktion als Museumsentree hervorragend korreliert.

↑ 10: Weimar, Projekt zu einem Entree für das Residenzschloss. Reduktion zwecks Öffnung des Schlosshofs zum Park an der Ilm (Entwurf: Lisa-Marie Hottenrott, Evelyn Osvath)

Das Projekt wurde durch ein Seminar ergänzt, das sich auf die zeitgleich am Schloss stattfindende Bauforschung bezog. Im Fokus standen hier die Befunde und deren Interpretation sowie die Frage, was diese Befunde für den künftigen Umbau bedeuten und wie sie gegebenenfalls zu präsentieren sind. Die Nah-Konfrontation mit dem Bestand, der Blick auf das Detail, das Fühlen des Materials berühren Aspekte, die beim Arbeiten im denkmalgeschützten Bestand außerordentlich wichtig sind, die jedoch im Semesterentwurf in der Regel zu kurz kommen. Es wäre zu wünschen, dass der zeitlich knappe Rahmen eines Semesters mehr Raum lässt auch für derartige Lehrangebote.

1 z. B. die 2006 von der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege verabschiedeten „Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz“ (www.zentrum-neubau.ch/downloads/grundsätze-ekd-01_deutsch.pdf).

2 Christoph Hayn, Jugendhaus Ost. Wolfsburg, freier Semesterentwurf, Sommersemester 2014.

3 Christoph Hayn, Mail vom 28.4.2014.

4 David Chipperfield, Interview zur Sanierung des Hauses der Kunst in München, Süddeutsche Zeitung, 3.1.2014.

5 www.peterhaimerl.com/content/2-projects/1-project-cilli/cilli.pdf.

6 Christina Much, Entwurf zur Umnutzung des alten Wohnhauses auf dem Anwesen Im Dorfe 21, Nermsdorf, Bachelor-Thesis, Wintersemester 2012/13.

7 www.mensadebatte.de, s. auch: Moritz Fritz und Florian Kirfel, Mensadebatte Weimar. Über die strategische Organisation einer Initiative und deren Rahmenbedingungen, in: Mark Escherich (Hrsg.), Denkmal Ostmoderne. Aneignung und Erhaltung des baulichen Erbes der Nachkriegsmoderne, Berlin 2012 (Stadtentwicklung und Denkmalpflege 16), S. 156-165.

8 Die Mensa am Park, Seminar, Wintersemester 2010/11.

9 Frauke Bimberg, Konzept für die denkmalgerechte Sanierung der Mensa am Park, Master-Thesis, Sommersemester 2013.

10 Was bleibt von Halle-Neustadt? Deutungen, Wertekonzepte, Erhaltungsstrategien aus denkmalpflegerischer Perspektive, Bachelor-Projekt, Wintersemester 2015/16.

11 Diesem Thema widmeten sich: Stillgelegt? 16 Dorfkirchen im Westhavelland, Semesterprojekt, Wintersemester 2005/06, und zahlreiche Einzelarbeiten.

12 Diesem Thema widmete sich: Abgehängt? Bahnhöfe in Thüringen, Bachelor-Projekt, Wintersemester 2013/14.

13 Michaela Bottke, Ehemalige Grenzübergangsstelle Marienborn, Master-Thesis, Sommersemester 2012.

14 Weiterbauen im Ensemble. Gutsanlage Marienthal, Master-Projekt und Master-Thesis, Sommersemester 2016.

15 Stadt – Schloss – Portal. Ein neues Entrée für das Residenzschloss Weimar, Master-Projekt und Master-Thesis, Sommersemester 2015.

Abbildungsnachweis

1 Iris Engelmann

2-3 Christoph Hayn

4 Maria Nüßler

5 Lisa-Marie Huber, Ina Klein

6 Jae-Young Lee

7 Lena Boxleitner

8 Carla Frieling

9 Julia Vetter, Christian Lorenz

10 Lisa-Marie Hottenrott, Evelyn Osvath